

Der Brückenbauer

Seit mehr als sechs Jahren herrscht im Osten der Ukraine Krieg. In Kiew stehen sich russische und ukrainische Panzer sinnbildlich gegenüber.

© Philipp Spalek

Krisen mit zehntausenden Binnenvertriebenen verlangen sowohl den Betroffenen als auch den aufnehmenden Gemeinden enorm viel ab. Pater Vasyl Panteliuk, selbst vertrieben, hilft mit der Caritas im ukrainischen Dnipro, diese Spannungen abzubauen.

Der weißhaarige Priester mit dem von Lach- und Sorgenfalten zerfurchten Gesicht musste in einer halben Stunde alles zurücklassen. 2014 floh er Hals über Kopf vor den prorussischen Separatisten aus der umkämpften Stadt Donezk nach Dnipro. „Wir hatten nur einen Rucksack dabei und das Segenswort Gottes“, erzählt der 60-jährige Ordensmann. „Es war eine schwierige Erfahrung. Es gibt Geschichten, an die ich mich lieber nicht erinnern will.“

Wie Pater Panteliuk flohen Millionen Ukrainer*innen aus dem umkämpften Separatisten-Gebiet, dem sogenannten Donbas im Osten des Landes, in Orte wie Dnipro, die von der ukrainischen Regierung kontrolliert werden. Rund 71.000 Binnenvertriebene leben heute in der Region. Manch ein Einheimischer begegnet den Vertriebenen jedoch mit Argwohn. „Es gab viele Freiwillige aus Dnipro, die an der Front umgekommen sind“, erklärt Pater Panteliuk. „Manche hier halten uns

für Separatisten und machen uns für die Verluste ihrer Liebsten verantwortlich. Diese Spannungen bekommen wir täglich zu spüren.“

Das Hauptproblem für die Vertriebenen sei jedoch die Wohn- und Arbeitssituation, sagt Pater Panteliuk. „Für viele von uns war es schwierig, eine Unterkunft zur Miete zu finden. Die Preise sind hoch und manch einer weigerte sich an Vertriebene zu vermieten.“ Wer jedoch keine Wohnung hat, kann sich nicht bei der Stadt registrieren. Und wer keine Registrierung hat, kann kein Bankkonto eröffnen, keine Kreditkarte beantragen oder die örtliche Gesundheitsversorgung in Anspruch nehmen. Auch einen Job zu finden, wird dann für die Binnenvertriebenen noch schwieriger.

„Dnipro ist eine vergleichsweise wohlhabende Industriestadt. Vor allem aus der Landbevölkerung kommen viele dorthin, auf der Suche nach einem besseren Leben“, erklärt Simon

» Die Caritas hat viel dazu beigetragen, den sozialen Frieden zwischen Binnenvertriebenen und der ansässigen Bevölkerung zu fördern und Spannungen auszugleichen. Als wir unsere Arbeit in Dnipro begonnen haben, nahmen vor allem Binnenvertriebene unsere Hilfe in Anspruch. Heute sind es zur Hälfte Einheimische. «

Pater Vasyl Panteliuk

Schlegel, Mitarbeiter von Caritas international in Kiew. „Die Vertriebenen haben oft ähnlich gute Qualifikationen, aber sie konnten ihre Arbeitsbücher – ein Dokument, das die Mitarbeitenden bei der Arbeitssuche benötigen – auf der Flucht nicht mitnehmen. Ohne diese Referenzen ziehen sie bei der Jobsuche oft den Kürzeren.“

„Wir hatten nur einen Rucksack dabei und das Wort Gottes.“ Vasyl Panteliuk, Caritasdirektor in Dnipro

Trotzdem, meint Schlegel, sei es nicht unbedingt der Kampf um Wohnungen, Jobs und Sozialleistungen oder gar kulturelle Unterschiede und Vorurteile, die den Vertriebenen die Integration in die Aufnahmegesellschaft so schwer machten. Das viel größere Problem sei der administrative Status: binnenvetrieben. „Ich habe mal mit einem Mitarbeiter der Caritas, selbst ein Binnenvertriebener von der Krim, in einer Verkehrskontrolle gesteckt. →

VASYL PANTELIUK

60 JAHRE

Die Caritas in Donezk, im umkämpften Osten der Ukraine, war Pater Panteliuks Lebenswerk. Nach seiner Flucht in das fünf Busstunden entfernte Dnipro gründeten er und seine Mitarbeitenden kurzerhand eine neue Caritas und nahmen die Arbeit wieder auf.



Mit Veranstaltungen, Workshops und Gesprächskreisen bringt die Caritas Menschen mit verschiedenen Kriegserfahrungen an einen Tisch. In der Suppenküche der Caritas bekommt jeder eine warme Mahlzeit. Ganz nebenbei entsteht so ein Ort der Begegnung und des Austauschs zwischen Binnenvertriebenen und Einheimischen.

Der Kollege hatte einen gültigen Führerschein aus seiner Heimat, aber der war nicht in der Datenbank der lokalen Behörden registriert. Also musste er aufs Amt, sich ausweisen, erklären, lange und aufwendig.“ Mit derartigen alltäglichen Hindernissen hätten die meisten Vertriebenen zu kämpfen.

„Der administrative Status, ein Vertriebener zu sein, ist ein Stigma.“ *Simon Schlegel arbeitet für Caritas international in Kiew*

Pater Panteliuk und seine Mitarbeitenden von der Caritas Donezk, die jetzt von Dnipro aus arbeiten, setzen genau hier an. Sie unterstützen bei der Job- und Wohnungssuche und bei Behördengängen, sie vertreten die Rechte der Vertriebenen vor Politiker*innen. Und sie bauen Brücken: „Seitdem wir hier in Dnipro arbeiten, merken wir, dass es erkennbar weniger soziale Spannungen mit den Einheimischen gibt“, sagt Pater Panteliuk stolz. Das merke er zum Beispiel daran, dass

am Anfang hauptsächlich Vertriebene in die neu errichtete Caritas-Zentrale gekommen sind. Neudings würden aber genauso viele Menschen aus Dnipro um Hilfe bitten. In Gesprächskreisen, beim Warten an der Suppenküche oder bei Veranstaltungen tauschen sich Vertriebene und Einheimische aus, es entstehen Freundschaften und neue Perspektiven.

„Es macht mich glücklich, zu sehen, wie gut einige von uns hier jetzt integriert sind“, sagt der Pater. „Sie haben kleine Geschäfte eröffnet, Wohnungen und Jobs gefunden. Viele junge Leute wollen sogar in Dnipro bleiben.“ Ein Ausdruck der Integration – aber auch ein Eingeständnis, dass einige sich damit abgefunden haben, wohl nie wieder in die Heimat zurückkehren zu können.



CHARLOTT FRIEDERICH
ist Journalistin und schreibt u.a. über Themen der Humanitären Hilfe.

Hintergrund:

Im Osten der Ukraine, der sogenannten Donbas-Region, kämpfen prorussische Separatisten gegen das ukrainische Militär. Sie wollen, dass die Großstädte Donezk und Luhansk von der Ukraine unabhängig und an Russland angeschlossen werden. Viele derer, die wie Pater Panteliuk nicht auf Seiten der Separatisten stehen, mussten fliehen, weil sie massiv bedroht wurden. 13.000 Tote und rund 1,4 Millionen Binnenvertriebene zählt die Ukraine seit Beginn des Krieges im April 2014.



Nur durch einen glücklichen

Zufall konnte sich die Familie von

Sharifa Khivo (links) retten, als der

IS ihr Dorf überfiel.

Frieden für die Seele

Die Gewalt der vergangenen Jahrzehnte hat sich tief in die Seelen der Iraker*innen gegraben. Doch die Traumata eines ganzen Volkes zu heilen, ist schwierig in einem Land, in dem nur wenig psychologische Hilfe verfügbar ist. Ahlam Danial und ihr Team von der Caritas Irak beschreiten ganz neue Wege. Ein Interview von Stefanie Santo.

Der Feldzug des Islamischen Staates (IS) im Irak begann 2014. Gebiet um Gebiet eroberte die Terrorgruppe mit dem Ziel, einen Gottesstaat zu errichten und allen „Ungläubigen“ den Kampf anzusagen. Mehr als sechs Millionen Menschen flohen, wurden zu Vertriebenen im eigenen Land. Mehr als zwei Drittel von ihnen sind nach der Rückeroberung durch die irakische Armee wieder zurückgekehrt. 1,3 Millionen Menschen gelten nach wie vor als binnenvertrieben.

Frau Danial, wie haben die Menschen vor Ort die Zeit der IS-Besatzung erlebt?

AHLAM DANIAL: Ich erinnere mich an eine junge Frau, Mutter von vier Kindern. Als der IS ihre Stadt besetzte, schaffte es die Familie nicht mehr raus. Jahrelang lebten sie unter dem Terrorregime des IS, ertrugen Demütigungen, litten Hunger. Jeden einzelnen Tag war diese Frau in panischer Sorge um ihre Kinder, ihren Ehemann und sich selbst. Eines Tages, kurz vor der Rückeroberung ihrer Stadt,

wurde ihr Mann unter einem Vorwand mitgenommen. Sie sah ihn nie wieder. Gemeinsam mit ihren Kindern wurde sie in ein Vertriebenenlager gebracht, wo sie seitdem lebt. Sie hat so vieles verloren: ihren Ehemann, ihr Zuhause. Ich erinnere mich, dass es ihr einziger Wunsch war, hinter den starken Mauern eines richtigen Hauses schlafen zu können, dessen Tür sich fest verschließen lässt. Solche Schicksale teilen hunderttausende Menschen im Irak.